

Sexuelle Identitätskrise. Über Homosexualität, Homophobie und Weiblichkeitsabwehr bei männlichen Jugendlichen

Rolf Pohl



Die Befunde verschiedener empirischer Studien über die allgemein verbreiteten Einstellungen zur männlichen Homosexualität in Deutschland sprechen eine deutliche Sprache. Eine bis zur Gewaltbereitschaft reichende Abwehr und Stigmatisierung der Homosexualität ist trotz einer Liberalisierung im juristischen und gesellschaftspolitischen Umgang nach wie vor weit verbreitet (Bochow 1993; 1996; Uhle 1994; Dobler 1996; 2003). So lehnen 53 Prozent der West- und 45 Prozent der Ostdeutschen Schwule grundsätzlich ab und immerhin noch 21 Prozent (Ost) beziehungsweise 13 Prozent (West) stimmen der Forderung nach Kastration zu. Erschreckend ist auch das Ausmaß der eindeutig antihomosexuell motivierten physischen und psychischen Gewalt gegen Schwule. Der dramatische Anstieg dieser Gewaltformen seit Beginn der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts mit bis zu 30 Mordopfern jährlich bedeutet, dass homosexuelle Männer »im Vergleich zur Gesamtbevölkerung überproportional häufig von Gewalt betroffen« sind (Dobler 2003: 67).

Zu den delikt-spezifischen Besonderheiten gehört, dass antischwule Übergriffe fast ausschließlich von männlichen, zumeist in Gruppen auftretenden Jugendlichen zwischen 14 und 25 Jahren begangen werden. Die offensichtliche Affinität von überwiegend Jungen und heranwachsenden Männern zu physischer und psychischer Gewaltausübung gegen Schwule ist sicherlich von kulturellen, sozialen und familiären Faktoren abhängig (Uhle 1994: 8), hängt aber in erster Linie von der unbewussten Dynamik typischer männlicher Adoleszenzverläufe ab. Die Hauptquelle der unter männlichen Jugendlichen weit verbreiteten gewalt-affinen Abwehr der Homosexualität liegt in der unter dem Druck der vorherrschenden Männlichkeitskonstrukte erfolgenden sexuellen Identitätsentwicklung und dem damit einhergehenden Umgang mit den unbewussten Repräsentanzen des Eigenen und des Fremden.

Um diesen Zusammenhang zumindest ansatzweise verstehbar zu machen, werden die folgenden Ausführungen diesen zugleich adoleszenz- und

geschlechtertheoretischen Hintergrund unter vier Aspekten beleuchten: 1. dem Einfluss der adoleszenten Reifungskrise auf die Entwicklung einer an kultureller Hegemonialität und gesellschaftlicher Dominanz ausgerichteten männlichen Geschlechtsidentität; 2. der Bedeutung homosexueller Triebkräfte und ihrer spezifischen Abwehr für den männlichen Adoleszenzverlauf; 3. dem engen Zusammenhang zwischen Homophobie und Weiblichkeitsabwehr bei männlichen Jugendlichen und schließlich 4. der Entwicklung einer mehr oder weniger paranoid getönten Kampfbereitschaft zur Abwehr elementarer, im Jugendalter massiv verstärkter Männlichkeitsängste. Diese Ängste können unter den üblichen Zuspitzungen der männlichen Adoleszenzkrise projektiv an Homosexuellen festgemacht und stellvertretend an ihnen zur Sicherung oder Sanierung der eigenen Identität als »richtiger« Mann verfolgt werden. In der euphemistisch als »Schwulenklatschen« oder »Schwulenticken« umschriebenen Jagd auf Homosexuelle (*»gay bashing«*) findet dieser militante psychosoziale Abwehrmechanismus als »Hassverbrechen« (*»hate-crime«*) eine seiner destruktivsten Ausdrucksformen.

Pubertät, Adoleszenz und männliche Geschlechtsidentität

In männlich hegemonialen Kulturen sind die biographischen Versuche einer Realisierung der dominierenden, historisch aber wandelbaren Männlichkeitskonstrukte grundsätzlich an einer doppelten Hierarchie ausgerichtet: an einer abgestuften Binnenhierarchie innerhalb der Gruppe aller Männer zwischen dem hegemonialen Ideal und den eher marginalisierten Männlichkeitsformen sowie gleichzeitig an der demonstrativen Herausstellung von Dominanz und Überlegenheit aller Männer gegenüber allen Frauen (Connell 1999). Mann zu sein bedeutet zunächst und in erster Linie, sich als nicht weiblich zu definieren und diese Definition bis in das Körperselbstbild zu integrieren. In dem Herstellungsprozess einer am Ideal von Unabhängigkeit und Stärke ausgerichteten Männlichkeit geht es grundsätzlich immer um das Verhältnis von gesellschaftlicher und zugleich geschlechtsbezogener Macht. Nach Maßgabe der geltenden Gender-Hierarchien folgt daraus für die Jungen der Zwang, sich während ihrer mehrstufigen Verarbeitung der Geschlechterdifferenz nicht nur als ein anderes, sondern als prinzipiell überlegenes Geschlecht zu setzen und

notfalls, im Falle innerer oder äußerer Krisen auch zu beweisen. Im Zentrum der jeweils vorherrschenden und nach innen differenzierten Männlichkeitskonstruktion steht somit das Bild einer intakten, aber zugleich fragilen und ständig gefährdeten Geschlechtsidentität (vgl. ausführlicher Pohl 2004).

Nach einer ersten Phase der Verarbeitung des Geschlechtsunterschieds in der frühen Kindheit finden die entscheidenden Weichenstellungen der männlichen Sozialisation im Verlauf der durch pubertäre Reifungsschübe ausgelösten Adoleszenz statt. Die Pubertät stellt die männlichen Heranwachsenden vor drei Hauptaufgaben, deren Bewältigungsversuche den Ablauf und den Ausgang der gesamten Adoleszenz maßgeblich bestimmen (Freud 1905): die Ablösung von den frühen familiären Bezugspersonen, die Wahl »geeigneter«, in der Regel heterosexueller Liebesobjekte, die mit den infantilen Vorläufern nicht identisch sind, und schließlich die Unterordnung aller Sexualerregungen unter das Genitalprimat im Zeichen eines narzisstisch hochbesetzten und gleichzeitig (mehr oder weniger) aggressiv ausgerichteten Phallus, dem kulturellen und gesellschaftlichen Symbol für männliche Suprematie, Unabhängigkeit und Angriffslust (Laufer/Laufer 1994: 21f.). Insbesondere das Schicksal des nun verstärkt auftretenden, zwischen Größenphantasien und Ängsten vor Schwäche und Minderwertigkeit schwankenden adoleszenztypischen Narzissmus ist beim Jungen eng an die Errichtung dieses (phallischen) Genitalprimats gekoppelt. Der Penis als »Exekutivorgan« (Freud) der männlichen Sexualität wird mit seinen symbolischen, durch die weiterhin ungleichen gesellschaftlichen Macht- und Verteilungschancen verstärkten Aufladungen zum Zentrum des männlichen Narzissmus, zum Träger aggressiver Regungen und zugleich zum Brennpunkt des sexuellen Begehrens, denn der Penis bleibt auch weiterhin das, was er seit den ersten genitalen Regungen der Kindheit immer schon war: ein sexuelles Lustorgan, das mit dem Pubertätsschub und der Errichtung des Genitalprimats die eigenen Sexualtriebäusserungen mit zunehmender Unerbittlichkeit an phantasierte und reale »Objekte« bindet und damit das männliche Subjekt von ihnen abhängig macht (Erikson 1950; Gilmore 1991; Godenzi 1989; May 1991; Pohl 2004: 244ff.).

Die männliche Sexualität zerfällt somit in eine phallische Gestalt, die keine(n) Andere(n) zur Erfüllung ihrer megalomanen Ansprüche auf Unabhängigkeit und Transzendenz benötigt und in eine genitale Lustdimension, die grundsätzlich auf »Andere« zielt und angewiesen ist (Benjamin

1990; 1995). Mit Andreas Benz lassen sich am Beispiel der gängigen Heterosexualität die typischen, aus diesem Konflikt erwachsenden männlichen Minderwertigkeitsgefühle an der unausweichlichen Grunderfahrung während der adoleszenten Übergangsphase festmachen, »dass der Penis, als einzig sichtbarer körperlicher Unterschied zu Mädchen und damit Symbol seiner Männlichkeit, nicht ihm gehört, sondern der Kontrolle eben jener Frauen zu unterstehen scheint, von denen er sich deutlich abgrenzen möchte« (Benz 1989: 169). Die daraus resultierende Objektgebundenheit der Sexualität unterwirft die heranwachsenden Jungen einem grundlegenden psychosexuellen und psychosozialen Dilemma, das um so tiefer unbewusst verankert wird, je stärker die vorherrschenden männlichen Autonomieideale unter dem Druck der Peergroups, der Medien und anderer gesellschaftlicher Einflüsse verinnerlicht werden und die »normale« Männlichkeitsentwicklung an der Maxime von »Härte«, »Eroberung« und »Omnipotenz« ausgerichtet wird (Schmauch 1996: 47).

In dieser Kluft zwischen Autonomieanspruch und Abhängigkeit liegt eine der wichtigsten Quellen für die bekannten Abwehr- und Kompensationsversuche, die den Adoleszenzverlauf von Jungen so regelmäßig begleiten. Insbesondere die Aussichtslosigkeit aller Bemühungen, diesem Dilemma zu entkommen, erhöht bei vielen Jugendlichen die Neigung zur Machtausübung und zu gewaltbereiten »Schiefheilungen« (Freud) ihrer von starken Virilitätsängsten begleiteten Adoleszenzkrise.¹ Da die Männlichkeit aufgrund des Abhängigkeits-Autonomie-Konflikts auf keinem Gebiet der adoleszenten Lebensäußerungen stärker in Frage gestellt wird als auf dem Feld der Sexualität, richtet sich der Abwehrkampf bevorzugt gegen die Objekte des eigenen Begehrens, die projektiv für die von ihnen (vermeintlich) ausgelösten Erregungen verantwortlich gemacht und deshalb bestraft werden. Neben den Frauen und der als schwach, aber eben auch als schwächend empfundenen Weiblichkeit betrifft dieses Schicksal insbesondere die männliche Homosexualität nach der Konfrontation der Jugendlichen mit den eigenen und fremden homosexuellen Regungen.

¹ »Eine ›Lösung‹ des Konflikts zwischen Autonomie und Abhängigkeit liegt natürlich in dem Versuch, Macht über den Anderen zu gewinnen. Das geschieht dadurch, dass er/sie so negiert und unterworfen wird, dass die Abhängigkeit vor ihm/ihr verborgen bleibt« (Benjamin 1995: 260).

Der Umgang mit der Homosexualität im männlichen Jugendalter

Zu den Hauptmotiven antihomosexueller Gewalt von männlichen Jugendlichen gehört die Abwehr einer sexuellen Orientierung bei Angehörigen des eigenen Geschlechts, die mit den verinnerlichten normativen Vorstellungen von »echter« Männlichkeit nicht übereinstimmen. Trotz unterschiedlicher sozialer Hintergründe und subkultureller Zugehörigkeiten verbindet viele junge Männer nach Maßgabe dieses Männlichkeitsideals drei Dinge und macht sie zu einer homogenen Gruppe von Gleichen: die »generelle(n) Betonung heterosexueller Potenz, von Homophobie und Dominanz über Frauen« (Findeisen/Kersten 1999: 146). Das Selbstbild einer zwar Frauen verachtenden, aber dennoch heterosexuell ausgerichteten männlichen Geschlechtsidentität scheint bei Jungen durch den bloßen Anblick von Schwulen, ja selbst schon durch Jungen und Männer, die nur im Verdacht stehen, schwul zu sein, bis in die Grundfesten erschüttert. Allein die Existenz von Homosexuellen an sich scheint für viele junge Männer und ihre geschlechterhomogenen Cliquen eine derartige Bedrohung darzustellen, dass in Befragungen regelmäßig und offen die Bereitschaft geäußert wird, Schwule und die für die meisten unaussprechliche »Sache«, für die sie stehen, bis zum Letzten zu bekämpfen (Weber 2001: 125).

In allen männlich hegemonialen Kulturen existiert ein »Antagonismus zwischen ›normalen‹ und schwulen Männern« (Connell 1999: 155), wobei im Kern der daran entzündeten Homophobie zwei Ängste stehen: die Angst, selbst homosexuell zu sein und die Angst, als schwul zu gelten und diffamiert zu werden. Beide Ängste stehen als Hassquelle weit oben in der Hierarchie jugendtypischer Gewaltbereitschaften. Die Grenze zwischen männlich und nicht männlich ist aus dieser Perspektive klar und muss strikt eingehalten werden, notfalls eben mit Gewalt. Bereits die Kommunikation unter Jungen im Grundschul-, häufig sogar schon im Kindergartenalter ist von deutlicher Abwehr geprägt. Das ausgrenzende Etikett »schwul« gilt unter Jungen aller Altersklassen als eines der am meisten verbreiteten Schimpfwörter. So wird Homophobie bereits früh eingeübt und in den Aufbau eines als männlich und »cool« geltenden Habitus übernommen. »Dabei weiß kein Junge genau, was schwul sein wirklich bedeutet [...]. Die vernichtende Wirkung dieser Gehässigkeit beruht vielmehr auf der Vorstellung, dass ein ›Schwulik‹ nicht nur kein richtiger, sondern *gar kein*

Junge ist« (Schnack/Neutzling 1992: 210). Als »schwul« gilt folglich mehr oder weniger alles, was an anderen Jungen als nicht männlich empfunden wird und Angst auslöst.

Mit dem zweiten Schub der Sexualentwicklung treten in der Adoleszenz nun genauere Vorstellungen und Kenntnisse über die Sexualgewohnheiten homosexueller Männern hinzu und der bislang beliebige Code für alle als unmännlich gehaltenen Eigenschaften und Verhaltensweisen erhält eine eindeutige, mit Abscheu und anderen negativen Affekten aufgeladene Bedeutung. So finden fast 90 Prozent der amerikanischen Jugendlichen Sex zwischen zwei Männern ekelhaft und entsprechende Umfragen in Deutschland liefern tendenziell ähnliche Resultate. Homosexuelle Neigungen und Praktiken werden von vielen Jugendlichen spätestens mit Beginn der Pubertät nicht nur als unmännlich, sondern geradezu als pervers und widernatürlich empfunden.

Der Wunsch nach einer eindeutigen Klärung der Geschlechtergrenzen mit ihrem hierarchischen Gefälle zwischen Mann und Frau wird aus der subjektiven Sicht der adoleszenten Jugendlichen durch die (männliche) Homosexualität also radikal infrage gestellt. Aber wovor haben homophobe männliche Jugendliche eigentlich eine so tief sitzende Angst, dass Hass und Gewalt im Extremfall bis hin zur physischen Vernichtung anderer Menschen als legitimes Mittel zur eigenen Identitätssicherung erscheinen? Hier kommt mit Sicherheit der gängigen, wenn auch nicht als universales Erklärungsmodell zu begreifenden These von der Abwehr angstausslösender, im Jugendalter verstärkt auftretender eigener homosexueller Regungen eine Schlüsselbedeutung zu. Bereits Freud war der Überzeugung, »dass jedermann, auch der Normalste, der homosexuellen Objektwahl fähig ist, sie irgend einmal im Leben vollzogen hat und sie in seinem Unbewussten entweder noch festhält oder sich durch energische Gegeneinstellungen gegen sie versichert« (1910: 169).² In Kinseys Untersuchungen über das sexuelle Verhalten des Mannes (Kinsey/Pomeroy/Martin 1948) berichten 37 Prozent der Befragten über mindestens ein homosexuelles Erlebnis zwischen Pubertätsbeginn und Erwachsenenalter. Gefördert durch die typischen Segregationen der Geschlechter, eine unter

2 Die libidinösen Bewegungen zwischen den prägenitalen Partialtrieben und der Vielzahl möglicher Sexualobjekte ist zunächst offen und erst mit der Errichtung des heterosexuellen Penis-Phallus-Diktats nach Maßgabe allgemeiner gesellschaftlicher Konventionen und Zwänge kristallisieren sich endgültig die verschiedenen sexuellen Objekttypen heraus (Freud 1905: 44).

Jungen weit verbreitete Verachtung von Mädchen und eine zunehmende Orientierungsfunktion männlicher Freundschaften und Gruppenbeziehungen treten bei circa 60 Prozent der Jugendlichen bereits in der Vorpubertät zumindest vorübergehend unterschiedliche homosexuelle Aktivitäten auf (Exhibitionieren, Penis-Manipulationen, Gruppen-Onanie oder ähnliches). Nach den Befunden neuerer internationaler Studien hat jeder zweite Mann zumindest einmal ein homosexuelles Erlebnis, wenn sich auch endgültig nur circa fünf bis zehn Prozent aller Männer erotisch und sexuell ausschließlich zu Männern hingezogen fühlen. All diese Untersuchungen machten deutlich: Homosexualität ist keine Krankheit oder Entwicklungsstörung, sondern gehört zu den »normalen« Anteilen der menschlichen Sexualität, die in der Adoleszenz verstärkt auftreten und insbesondere bei Jungen zur Quelle massiver Konflikte werden können (Morgenthaler 1980; Dannecker 1996; Friedman 1993; Laufer/Laufer 1994).

Auch in neueren psychoanalytischen und sozialisationstheoretischen Ansätzen wird die Bedeutung homosexueller Regungen für die Entwicklung der Psychosexualität sowie die Annahme einer sexuellen Experimentierphase vor und während der Adoleszenz unter Einschluss homosexueller Spielarten bestätigt. »Homosexuelle Episoden kommen«, so schreibt Bloß in seinem Standardwerk über die Adoleszenz, »für Jungen wie für Mädchen während dieser Phase oft vor« (Bloß 1989: 123; Kaplan 1988; Böhnisch/Winter 1993; Böhnisch 2004). Gerade weil mit den Triebdurchbrüchen des Pubertätsalters auch homoerotische Neigungen mobilisiert und zeitweilig zugelassen werden, stellt die Homosexualität für die heranwachsenden jungen Männer eine besondere Herausforderung und zugleich eine außerordentliche Bedrohung dar.³ Nach der Verinnerlichung des unter Jugendlichen weiterhin rigoros geltenden Homosexualitätstabus enthüllt die Homophobie schließlich genau das, »was sie eigentlich verleugnen will«,

3 Ob der (vermeintliche) Rückgang der in Umfragen zwischen 1970 und 1990 von 16- bis 17-jährigen Jungen angegebenen Häufigkeit gleichgeschlechtlicher Sexualkontakte von 18 auf 2 Prozent wie von Schmidt u. a. tatsächlich als »Heterosexualisierung« der männlichen Adoleszenz durch ein Verschwinden der passageren Homosexualität ausgelegt werden kann, ist zu bezweifeln. So weist Schmidt selbst darauf hin, dass die Jugendlichen vor allem aufgrund der größeren Akzeptanz und stärkeren öffentlichen Präsenz von Homosexuellen »ihre gleichgeschlechtlichen Erlebnisse nicht mehr länger als »unschuldigen« Akt gemeinsamer Selbstbefriedigung deuten können, sondern sie sofort als »homosexuelle« etikettieren oder benennen« (Schmidt 1993: 3). Auch nur vorübergehendes homosexuelles Probehandeln hat seine »Unschuld« verloren, wird als Gefahr empfunden und seine Abwehr ist eine der wichtigsten Quellen homophober Gegenreaktionen.

da sie die jungen Männer immer wieder »auf ihre geschlechtliche Identität vor ihren eigenen homosexuellen Regungen« zurückverweist (Badinter 1993: 144f.). Nimmt man die große Bedeutung hinzu, die nach wie vor der Mobilisierung zielgehemmter homosexueller Libido als emotionales Bindemittel für die alterstypischen geschlechterhomogenen Freundschaften und Gruppenbildung zukommt (vgl. Freud 1911: 297), dann folgt daraus: In der Haltung homophober Jungen verkörpert sich die schärfste Verfolgung dessen, was innen unterdrückt, aber gleichzeitig in männlichen Gruppenbildungen sozial ausagiert wird. Homoerotische Männerbündelei verstärkt damit sogar noch die latente Angst vor Schwäche und fehlender Härte an der Schwelle zur »reifen« Männlichkeit. Gerade wegen dieser homoerotischen Aufladung gleichgeschlechtlicher Jungengruppen wenden sich ihre Mitglieder umso mehr mit Abscheu von der Homosexualität ab (Pohl 2003).

Homophobie und Weiblichkeitsabwehr

Schwule werden von homophoben männlichen Jugendlichen (und Erwachsenen) unbewusst eines doppelten »Verrats« bezichtigt, der ihre Ausgrenzung, Verfolgung und Bestrafung als legitim erscheinen lässt. Sie gelten nicht nur als »Verräter« an der heterosexuellen Norm des im Bindungs- und Sexualverhalten nach Selbständigkeit und Kontrolle strebenden männlichen Subjekts, sondern sie geben gleichzeitig auch das antifeminine und latent homosexuelle Geheimnis der hegemonialen männlichen Sexualorganisation und der geschlechterhomogenen Vergemeinschaftungsformen preis. Wie aber hängen Homophobie und Weiblichkeitsabwehr (Misogynie), die beide »eine große Rolle für das männliche Identitätsgefühl spielen« (Badinter 1993: 142) miteinander zusammen? Da nicht hinter jedem anti-homosexuellen Übergriff verdrängte Homosexualität steckt und nicht jeder fanatisch homophobe Jugendliche ein verkappter Schwuler ist, muss Schwulenfeindlichkeit in männlich hegemonialen Gesellschaften in erster Linie als der verschobene Ausdruck einer allgemein verbreiteten Misogynie betrachtet werden.

Die Hauptwurzel sexualitätsbezogener Ängste liegt grundsätzlich in der zutiefst ambivalenten, von einer Mischung aus Lust, Neid, Angst und manchmal bis zum Hass reichender Feindseligkeit geprägten Einstellung zu Frauen und zur Weiblichkeit, die als Teil des männlichen Verhal-

tensrepertoires nicht nur den fragwürdigen Lösungsversuchen des pubertär zugespitzten Autonomie-Abhängigkeits-Konflikts entspringt, sondern bereits früh angelegt ist und in unterschiedlichen Ausprägungen und Mischungsverhältnissen zu den Grundbausteinen der Konstitution der männlichen Sexualität und Geschlechtsidentität gehört (vgl. Pohl 2004). Ähnlich wie in den traditionellen männlichen Initiationen gilt als wichtigste Voraussetzung der Mannwerdung die systematische Austreibung aller Spuren des Weiblichen aus dem Heranwachsenden und seinem Körper und da homosexuelle Regungen unbewusst mit weiblich konnotierter Schwäche und Unmännlichkeit assoziiert werden, lässt sich daraus mit Nicolaus Sombart der Schluss ziehen: »Die Repression von Homosexualität ist immer Repression des »Weiblichen«, eine Maßnahme zur Durchsetzung eines »reinen« viril-martialischen Männlichkeitsideals. Ein Exorzismus« (Sombart 1991: 54). Der Ursprung des Schwulenhasses liegt im Wesentlichen also in der Angst vor der Weiblichkeit beziehungsweise dem, was als weiblich gilt und verfolgt werden »muss«, da alle damit einhergehenden Erscheinungsformen eine Gefahr für die »prekäre patriarchalische Männergesellschaftsordnung« (ebd.) darstellen. Und, so lässt sich ergänzen, kein Feind ist subversiver und gefährlicher als jener, der kontinuierlich der eigenen seelischen Innenwelt entspringt.

Um die ersehnte virile Selbststilisierung als zukünftiger Mann nicht zu gefährden, »müssen« alle von innen wie von außen kommenden Anfeindungen energisch bekämpft und dieser Kampf in den männlichen Körper eingeschrieben werden.⁴ Zu den ersten und grundlegenden Mitteln dieses Abwehrkampfes gehört die denunziatorische Identifizierung all dieser Anfeindungen als nicht männlich und das bedeutet in erster Linie: als weiblich. Mit der Jagd männlicher Jugendlicher auf Schwule wird somit im Namen der Heterosexualität nicht nur die eigene Homosexualität verfolgt, sondern gleichzeitig immer auch einer unbewussten Neigung zur Erniedrigung des weiblichen Geschlechts und insbesondere einer Abwehr der weiblichen Sexualität nachgegangen. »Weibliche Züge, ob bei Frauen oder erst recht bei Männern, regen sie an, damit erniedrigend umzugehen und

4 In männlich dominierten, Differenz und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern betonenden Gesellschaften bedarf die innere Kohärenz der männlichen Geschlechtsidentität »eines festen und zugleich gegensätzlich strukturierten heterosexuellen Systems. Diese institutionalisierte Heterosexualität erfordert und produziert zugleich die Eindeutigkeit eines jeden der geschlechtlich bestimmten Terme (*gendered terms*), die in einem gegensätzlichen binären System die Grenze möglicher Geschlechtsidentitäten bilden« (Butler 1991: 45).

die eigene Männlichkeit hervorzuheben« (Uhle 1994: 175). Das angstausslösende Bild der bedrohlichen, weil Gefühle von sexueller Ausgeliefertheit evozierenden Frauen findet dabei seine Entsprechung in der Vorstellung der gefährlichen, weil möglicherweise durch Anmache oder allein schon durch Blickkontakte ansteckenden Homosexualität.⁵ »Übersetzen wir zudem das Angstbekommen vor Frauen in ein Angstbekommen, wie eine Frau zu werden, so wird deutlich, dass schwule Männer vor allem als verweiblichte, weichliche Männer dargestellt werden« (Weber 2001: 129). Die Hauptgefahr eines als Angriff empfundenen bloßen Kontakts mit der Homosexualität besteht folglich in der offensichtlich panischen Angst vor einem Verlust der männlichen Subjektposition durch die (symbolische) Degradierung zu einer Frau.

Zu den wichtigsten Motiven von Homophobie und antischwuler Gewalt gehört aber insbesondere die von den Weiblichkeitsängsten abgeleitete Abwehr passiver homosexueller Regungen. Hohn und Verachtung der um »echte« Männlichkeit ringenden Jugendlichen richtet sich konsequenterweise vor allem gegen den effeminierten Schwulen, der als »Tunte« oder »Schwuchtel« karikiert zur Inkarnation des homosexuellen Mannes schlechthin geworden ist, kurz: das »Mädchen« unter den Männern (vgl. Uhle 1994: 183f.). Die stärkste Abscheu löst die Vorstellung der sexuellen Praxis passiver Homosexualität aus. Auch wenn der (aktiv ausgeübte) Analverkehr bei heterosexuellen Männern inzwischen zu den durchaus üblichen sexuellen Gewohnheiten und Wunschphantasien gehört, halten sie ihn bei schwulen Männern für abartig. »Ein geläufiges Synonym für »schwule Sau« ist das Wort »Arschficker.« Für Schnack/Neutzling (1992: 211) geht es dabei »weniger darum, dass es Männer miteinander treiben. Der Hass und der Ekel gelten vielmehr ausschließlich demjenigen, der sich »arschficken« lässt, dem Passiven, der als Mann unverzeihlicherweise die »Position« einer Frau einnimmt.« Männlichkeit wird im Arrangement der Geschlechter und vor allem im Sexualverhalten derart stark mit Aktivität und Dominanz identifiziert, dass die Vorstellung anal (oder auch oral)

5 Die konstruierte Infektionsgefahr weist auf Faszination und eine latente Ansteckungsbereitschaft hin, die durch die Kultivierung eines an wiederholte Männlichkeitsbeweise gebundenen Virilitätswahns überkompensiert wird. Hier liegt einer der Gründe dafür, dass antischwule Überfälle am häufigsten in öffentlichen Räumen (in Parks, »Klappen« und auf offener Straße) stattfinden, bei denen die in Gruppen auftretenden jugendlichen Täter sich ihrer Maskulinität versichern und sich selbst und ihren Opfern die unbewusste Botschaft vermitteln: »Seht her, ihr könnt uns nichts anhaben, unsere Männlichkeit bleibt unverseht.«

penetriert zu werden, zu jenen Abscheulichkeiten gerechnet wird, die am energischsten bekämpft werden müssen. »Die größte Angst ist auf das Eindringen in den Anus konzentriert, weil bei Überschreitung dieser Grenze der Satz »Ich bin ein Mann« nicht mehr gesprochen werden könnte« (Weber 2001: 130).

Zu klären aber bleibt grundsätzlich, ob es sich bei der adoleszenztypischen Homophobie um ein Angstsyndrom als Resultat einer Verdrängung – sei es einer Verdrängung homosexueller Regungen oder einer Verdrängung spezifischer Weiblichkeitsbilder – handelt, oder ob nicht andere psychische Abwehroperationen im Vordergrund stehen. In diesem Zusammenhang muss auch genauer hinterfragt werden, ob »Homophobie« überhaupt die angemessene Bezeichnung für die sich in der antischwulen Gewalt entladenden Affektlagen von männlichen Jugendlichen ist. Dies ist keineswegs eine rein akademische Frage nach der »richtigen« klinisch-psychologischen Definition, sondern eine, der auch unter gesellschaftspolitischen und präventiven Gesichtspunkten eine große Bedeutung zukommt.

Homophobie und paranoide Kampfbereitschaft

Der Begriff »Homophobie« wurde 1972 von George Weinberg geprägt und zunächst ganz allgemein als Angst definiert, mit Homosexuellen in Berührung zu kommen (vgl. Badinter 1993: 254). Sicherlich lassen sich gewaltbereite antihomosexuelle Einstellungen in letzter Konsequenz auf eine tief sitzende, zur Weiblichkeitsabwehr gehörende Homosexualitätsangst zurückführen, aber der Kontakt zu Homosexuellen selbst wird bei den antischwulen Aktionen gerade nicht vermieden. Homophobe Menschen gehen Schwulen (und Lesben) keineswegs aus dem Weg, »sondern beschäftigen sich – z. T. exzessiv – mit ihnen und suchen gerade ihre Nähe, um in aggressiver Weise gegen sie vorzugehen« (Rauchfleisch 2005: 1). Das unterscheidet die »Homophobie« deutlich von den bekannten klinischen Phobien, bei denen die Betroffenen ihr Verhalten darauf ausrichten, ihre spezifischen Ängste durch strikte Vermeidung der angstausslösenden Situationen, Orte, Lebewesen, Gegenstände usw. zu bekämpfen oder gar nicht erst entstehen zu lassen. Die Angst der echten PhobikerInnen ist eine nach bestimmten Abwehr-Verdrängungs-Konflikten verschobene Ersatzangst, das gilt für die Angst der Homophobiker jedoch nicht.

Homophobe Jugendliche fliehen nicht, da Flucht nach den Normen ihrer Männlichkeitsideale als feige gilt und sich ihr Abwehrkampf aus Gründen des Selbstschutzes direkt gegen jene bedrohlichen, als sexuell abartig empfundenen Personen und die mit ihnen unbewusst assoziierten Verhältnisse und Zustände richten muss. Wenn Antihomosexualität überhaupt etwas mit pathogenen Mechanismen zu tun hat, dann offensichtlich eher mit einer Paranoia als mit der klassischen Phobie. »Die Aussagen von Tätern, die Vorgehensweisen und die Irrationalität der Taten zeugen von einer paranoiden Tönung der Angreifer. Sie fühlen sich von Schwulen verfolgt und aus dieser Wahnbildung heraus betreiben sie eine Art Selbstjustiz, die lange Zeit von der Gesellschaft beklatscht und von der Justiz bagatellisiert wurde« (Dobler 2003: 74).

Auf den Zusammenhang von Antihomosexualität und Paranoia hat die Psychoanalyse immer wieder hingewiesen, wobei Freud und Ferenczi sogar (quasi umgekehrt) davon ausgegangen sind, dass die Paranoia gesetzmäßig aus der Abwehr homosexueller Regungen hervorgeht (Freud 1916-17: 318). Der zentrale symptombildende Abwehrmechanismus bei der Paranoia aber ist eben nicht die Verdrängung, sondern vielmehr die Projektion. Die Wahrnehmung einer ursprünglich inneren, aber verpönten Regung »wird unterdrückt und zum Ersatz für sie kommt ihr Inhalt, nachdem er eine gewisse Entstellung erfahren hat, als Wahrnehmung von außen zum Bewusstsein. Die Entstellung besteht beim Verfolgungswahn in einer Affektverwandlung; was als Liebe innen hätte verspürt werden sollen, wird als Hass von außen wahrgenommen« (Freud 1911: 302f.). Unerträgliche eigene sexuelle Regungen werden unter dem Druck gesellschaftlich hegemonialer Geschlechterideale unbewusst in feindliche verwandelt und ihre Projektion mündet schließlich in die wahnhaft konstruierte eines (vermeintlich) gefährlichen äußeren Verfolgers (Ferenczi 1911). Auf der Basis dieser Transformation erfolgt nun die Suche »geeigneter« Objekte, die mit dieser unbewusst konstruierten Verfolgungsabsicht identifiziert und daher verfolgt werden können. Was ehemals innere Bedrohungen waren, »wird dann als äußerer Feind perzipiert und bekämpft« (Sombart 1991: 222).

Die Suche nach realen, jede Abwehrmaßnahme erlaubenden Hassobjekten am Ende dieses Vorgangs aber zeigt, dass paranoide Wahnbildungen ähnlich wie die nach diesem Muster ablaufenden »normalpathologischen« Abwehrprozesse nicht durch den Mechanismus der Projektion allein erklärt werden können, sondern jenem komplexen seelischen Vorgang unterliegen, der nach Melanie Klein »projektive Identifizierung« genannt wird.

Das Konzept der »projektiven Identifizierung« geht von der Fähigkeit des seelischen Organismus aus, sich nach der innerpsychischen Isolierung und Abspaltung der »bösen« von den »guten« Anteilen »seiner eigenen Erfahrung zu entledigen und sie nicht als die eigene anerkennen zu müssen. Anders als bei der Verdrängung verschwindet durch die projektive Identifizierung ein unerträglicher Selbstanteil aus der psychischen Selbstorganisation und wird in einen anderen Menschen hineinprojiziert, dort lokalisiert und kontrolliert« (Bohleber 1999: 512). Eine endgültig wirksame Kontrolle des Bedrohlichen aber ist in letzter Konsequenz nur durch seine Zerstörung möglich. Die Idee der Vernichtung gehört unter diesen Voraussetzungen zu den inhärenten Bestandteilen paranoider Feindbildkonstruktionen. Damit schließt sich die Kette der irrationalen Begründungen für destruktiven, bis zum Verfolgungswahn steigerebaren Hass, der auch die Logik der gewaltbereiten Antihomosexualität männlicher Jugendlicher bestimmt: Gezielte Menschenvernichtung erscheint im Extremfall als legitimes Notwehrhandeln.⁶

Jugendliche bewegen sich bei den Lösungsversuchen ihrer adoleszenztypischen Konflikte manchmal zwar tatsächlich am Rande psychotischer Fehlschläge, aber selbst eine extrem ausgebildete Antihomosexualität ist keine Paranoia. Gleichwohl weisen, bei aller notwendigen Vorsicht gegenüber einer Anwendung psychiatrischer Kategorien auf »normale« Erscheinungen der männlichen Adoleszenz, die verwendeten seelischen Abwehrmechanismen eine erstaunliche Parallele zwischen der Genese hass- und gewaltbereiter Antihomosexualität und der der paranoiden Feinderkennung auf. Diese offensichtliche Kongruenz lässt zwei Schlussfolgerungen zu: Erstens gehören in männlich hegemonialen Gesellschaften gewisse paranoid eingefärbte Reaktionsbereitschaften insbesondere im Umgang mit der Sexualität und dem eigenen und »fremden« Geschlecht zur Grundausstattung von »normaler« Männlichkeit. Zweitens scheint der Verlauf der männlichen Adoleszenz für eine Mobilisierung dieser Reaktionsbereitschaft besonders prädestiniert zu sein.

Beim militanten Schwulenhass wird nach dem Muster der paranoiden Feinderkennung regressiv auf archaische Abwehrmechanismen der frü-

⁶ »Die fehlende logische Begründung, warum der schwule Mann und seine Praktiken abgelehnt werden, korrespondiert mit dem Wunsch, seine Existenz ungeschehen machen zu können. Ob er »kein Mann sein« kann, ob er »bis zum Letzten bekämpft« werden muss, das Ziel der Redeweisen über ihn ist seine Auslöschung im Realen, der die sprachliche Auslöschung vorausgeht« (Weber 2001: 127).

hesten Kindheit zurückgegriffen: auf die Abspaltung, Projektion und die »Beseitigung« all dessen, was unbewusst Unlust und Angst hervorruft und als Quelle existentieller Bedrohung empfunden wird. Antihomosexuelle Gewalt erscheint nach dieser Logik als putative Notwehr. Wenn man(n) bei anderen Männer merke, so einer der von Uhle interviewten antihomosexuell gewalttätigen Jugendlichen, »dass det ein Schwuler ist«, gilt es, aus prophylaktischen Gründen selbst die Initiative nach dem Muster zu ergreifen: »gleich eine auf die Fresse hauen, bevor die auf der Straße zu dir kommen und dich anmachen« (Uhle 1994: 73). Die hier zum Ausdruck kommende Neigung zu einer paranoid getönten und gewaltbereiten Abwehr-Kampf-Haltung, deren Äußerungsformen den Anschein eines bedingten Reflexes erwecken, gehört als Potential wohl zu den eigentümlichen und auffälligsten Besonderheiten der männlichen Adoleszenz. Die vorherrschenden Formen der männlichen Subjektconstitution sind in unterschiedlichem Ausmaß anfällig für die Entwicklung derartiger Reaktionsmuster. Diese Anteile können während der männlichen Adoleszenz offenbar eine erhebliche Auffrischung erfahren und treten bei vielen Jungen immer dann verstärkt auf, wenn es unter dem gesellschaftlichen Anpassungsdruck zu bedrohlichen, als Männlichkeitskrisen erlebten Zuspitzungen angstauslösender innerer und äußerer Konfliktlagen kommt (vgl. Pohl 2004).

Literatur

- Badinter, Elisabeth (1993), *XY – Die Identität des Mannes*, München.
- Benjamin, Jessica (1990), *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*, Frankfurt/M.
- dies. (1995), »Anerkennung und Zerstörung. Die Dialektik von Autonomie und Bezogenheit«, in: Heiner Keupp (Hg.), *Lust an der Erkenntnis: Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert*, München, S. 252-261.
- Benz, Andreas (1989), »Weibliche Unerschöpflichkeit und männliche Erschöpfbarkeit: Gebärneid der Männer und der Myelos-Mythos«, in: Lillian Rotter, *Sex-Appel und männliche Ohnmacht* (hg. von Andreas Benz), Freiburg/Br., S. 133-177.
- Blos, Peter (1989), *Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation*, 4. Aufl., Stuttgart.
- Bohleber, Werner (1999), »Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität«, *Psyche – Z. Psychoanal* 53, S. 507-529.
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993), *Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf*, Weinheim/München.

- Böhnisch, Lothar (2004), *Männliche Sozialisation. Eine Einführung*, Weinheim/München.
- Bochow, Michael (1993), »Einstellungen und Werthaltungen zu homosexuellen Männern in Ost- und Westdeutschland«, in: Cornelia Lange (Hg.), *Aids – eine Forschungsbilanz* (Ergebnisse sozialwissenschaftlicher AIDS-Forschung, Bd. 10), Berlin, S. 115-128.
- ders. (1996), »Einstellungen und Ausmaß der Akzeptanz gegenüber Schwulen«, in: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.), *Opfer, Täter, Angebote. Gewalt gegen Schwule und Lesben*, Berlin, S. 6-8.
- Butler, Judith (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M.
- Connell, Robert W. (1999), *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen.
- Dannecker, Martin (1996), »Probleme der männlichen homosexuellen Entwicklung«, in: Volkmar Sigusch (Hg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*, Stuttgart, S. 77-91.
- Dobler, Jens (1996), »Gewalt gegen Lesben und Schwule – ein Modethema oder empirisch belegbar?«, in: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.), *Opfer, Täter, Angebote. Gewalt gegen Schwule und Lesben*, Berlin, S. 9-11.
- ders. (2003), »Antischwule Gewalt: Hintergründe und Gegenperspektiven«, in: Frauke Koher/Katharina Pühl (Hg.), *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen, S. 67-81.
- Erikson, Erik H. (1950), *Kindheit und Gesellschaft*, Stuttgart (1976).
- Ferenczi, Sándor (1911), »Über die Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia«, in: ders. (1970), *Schriften zur Psychoanalyse I* (hg. v. Michael Balint), Frankfurt/M., S. 73-91.
- Findeisen, Hans-Volkmar/Kersten, Joachim (1999), *Der Kick und die Ehre. Vom Sinn jugendlicher Gewalt*, München.
- Freud, Sigmund (1905), »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie«, *GW V*.
- ders. (1910), »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci«, *GW VIII*.
- ders. (1911), »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)«, *GW VIII*, S. 239-320.
- ders. (1916-17), »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«, *GW XI*.
- Friedman, Richard C. (1993), *Männliche Homosexualität*, Berlin/Heidelberg.
- Gilmore, David D. (1991), *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*, München/Zürich.
- Godenzi, Alberto (1989), *Bieder, brutal. Frauen und Männer sprechen über sexuelle Gewalt*, Zürich.
- Kaplan, Louise J. (1988), *Abschied von der Kindheit. Eine Studie über die Adoleszenz*, Stuttgart.
- Kinsey, Alfred C./Pomeroy, Wardell B./Martin, Clyde E. (1948), *Das sexuelle Verhalten des Mannes*, Berlin/Frankfurt/M. (1964).
- Laufer, Moses/Laufer, M. Eglé (1994), *Adoleszenz und Entwicklungsphase*, 2., veränd. Aufl., Stuttgart.

- May, Robert (1991), »Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht«, in: Robert M. Friedman/Leila Lerner (Hg.), *Zur Psychoanalyse des Mannes*, Berlin/Heidelberg, S.171-190.
- Morgenthaler, Fritz (1980), »Homosexualität«, in: ders. (1984), *Homosexualität, Heterosexualität, Perversion*, Frankfurt/Paris, S. 95-136.
- Pohl, Rolf (2003), »Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen«, in: Frauke Koher/Katharina Pühl (Hg.), *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen, S. 161-186.
- ders. (2004), *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*, Hannover.
- Rauchfleisch, Udo (2005), »Zum Problem der Homophobie«, <http://www.dominikaner.de/hsx/artrauchflei.htm> (Internetabdruck aus: Wort und Antwort. Zeitschrift für Fragen des Glaubens. Themenheft Homosexualität, 39. Jg., Heft 2, April/Juni 1998).
- Schmauch, Ulrike (1996), »Probleme der männlichen sexuellen Entwicklung«, in: Volkmar Sigusch (Hg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*, Stuttgart, S. 44-56.
- Schmidt, Gunter (1993) »Jugendsexualität in den Neunziger Jahren: Eine Synopse in zwölf Thesen«, in: ders. (Hg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder* (Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 69), Stuttgart, S. 1-11.
- Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer (1992), *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*, Reinbek b. Hamburg.
- Sombart, Nicolaus (1991), *Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos*, München/Wien.
- Uhle, Jens (1994), *Jugendgewalt gegen Schwule. Eine Studie zu psychosozialen Faktoren bei Tätern. Bericht* (hg. von Festland e.V. Berlin. Verein psychosozialer Projekte), Berlin.
- Weber, Klaus (2001), *Rechte Männer. Eine sozialpsychologische Studie zu Rassismus, Neofaschismus und Gewerkschaften*, Hamburg.

FREUNDSCHAFTEN UND PEERS